

Zögerlich rezipiert und totgeschwiegen

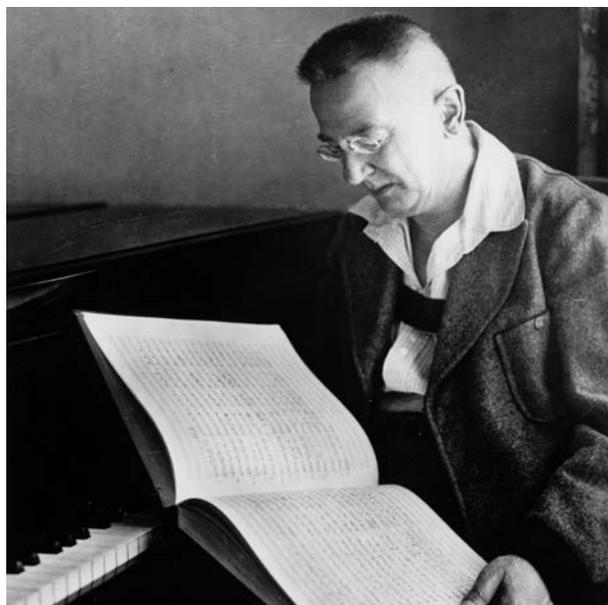
Franz Schmidt, ein grandioser heimischer Komponist und Musiker aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, gerät zusehends in Vergessenheit. Zuletzt wurde die Gesellschaft mit seinem Namen aufgelöst. VON WILHELM SINKOVICZ*

Kürzlich hat sich die Internationale Franz Schmidt Gesellschaft aufgelöst. Diese unscheinbare Meldung könnte hellhörige Musikfreunde doch nachdenklich stimmen, denn Franz Schmidt, 1874 in Pressburg geboren, als es noch Pozsony hieß und zur ungarischen Reichshälfte der Habsburgermonarchie gehörte, war zu Lebzeiten einer der berühmtesten Komponisten dieses Landes. Als Musiker (Mitglied der Philharmoniker) und Lehrer (zeitweilig Rektor der Wiener Akademie) war er eine der prägenden Figuren des Wiener Kulturlebens.

In jüngster Zeit scheint – abgesehen von den Orgelwerken, die von virtuosen Organisten allzeit gern gespielt werden – das „Buch mit sieben Siegeln“ das einzige von Schmidts Werken zu sein, das aus dem Repertoire nicht wegzudiskutieren ist. Dirigenten von Nikolaus Harnoncourt bis Franz Welser-Möst haben sich für dieses Oratorium begeistert.

Dass die Vertonung der biblischen Apokalypse nicht das einzige überlebensfähige Schmidt-Opus ist, wissen Kenner. Wer die eine oder andere der vier Symphonien, die beiden Streichquartette oder die für den einarmigen Pianisten Paul Wittgenstein geschriebene Kammermusik gehört hat, ist in der Regel von der Fülle der melodischen Eingebungen, von der dramaturgischen Schlagkraft und der reizvollen Harmonik Schmidts überzeugt. Die Chance, den Werken im Konzertleben zu begegnen, ist dennoch gering.

Bemerkenswerte Ausnahmen gibt es: Semyon Bychkov dirigierte jüngst im philharmonischen Abonnementkonzert die Zweite Symphonie und nahm sie auch zu den sommerlichen Proms nach London mit. Eine CD-Publikation war die Folge: Eine Art tönende Summe der abendländischen symphonischen Form, meisterlich



gearbeitet und rauschhaft schön in der orchestralen Klanggebung, ist auf der bei Sony erschienenen Silberscheibe zu entdecken.

An der Zögerlichkeit der Schmidt-Rezeption konnte auch die Arbeit der soeben aufgelösten Schmidt-Gesellschaft wenig ändern. Immerhin: Generalsekretärin Carmen Ottner richtete ein Dutzend Symposien aus, in denen internationale Musikwissenschaftler das Werk des Österreicherers in den Kontext der ästhetischen Entwicklung seiner Zeit stellte.

EIN FREUND DER NAZIS? Die Symposions-Berichte liegen vor. Mehr kann eine Komponisten-Gesellschaft nicht tun; vor allem kann sie nicht gegen eingefahrene Vorurteile ankämpfen, die im Falle Franz Schmidts als Hemmfaktor sondergleichen fungieren. Schmidt, so verkünden nämlich die Sittenwächter des europäischen Kulturlebens, sei ein Freund der Nationalsozialisten gewesen. Womit er auf dem imaginären „Index“ steht.

Nur: Die inkriminierende Behauptung ist schlicht und einfach falsch. Abgesehen davon, dass Schüler und Weggefährten, die 1938 ins Exil getrieben wurden, Schmidt von jeglichem Verdacht, er könnte Antisemit gewesen sei, freigesprochen haben, sprechen auch Untersuchungen

über die politische Haltung des Komponisten eine deutliche Sprache: Schon vor zwei Jahrzehnten hat Michael Kater in seinem ausführlichen Buch über die Musik der Nazi-Ära, „The Twisted Muse“, ein differenziertes Bild der österreichischen Meister jener Zeit gezeichnet.

Einziger Makel an Schmidts Image: Er ließ sich vom kommissarischen Leiter der Gesellschaft der Musikfreunde breitschlagen, eine Hymne an die „Deutsche Auferstehung“ zu vertonen. Die Komposition gedieh weit, doch Schmidt formulierte einen Brief an den Auftraggeber, in dem es heißt, er halte das Projekt „für eine Vermessenheit“ und behalte sich „vor, den Bau abzubrechen“.

Tatsächlich blieb die Partitur Fragment. Stattdessen schrieb Schmidt in seinem letzten Lebensjahr zwei Werke für den nach dem sogenannten „Anschluss“ aus „rassischen“ Gründen emigrierten Paul Wittgenstein – eine reichlich ungewöhnliche Vorgehensweise für einen angeblich überzeugten „Nazi“.

Die böswilligen und angesichts der Faktenlage offenbar bewusst irreführenden Attacken gegen Schmidt hören dennoch nicht auf – die Wiener Musik-Universität hat ihren prominentesten Rektor anlässlich ihrer 200-Jahr-Feier jüngst schlicht totgeschwiegen.

Dabei war es Schmidt, der sich in seiner Amtszeit an der Akademie, der Vorgängerinstitution der Musik-Uni, dafür eingesetzt hat, dass Arnold Schönbergs bahnbrechende „Harmonielehre“ im Unterricht Verwendung fand – und der als virtuoser Pianist, der er (nebst seiner Tätigkeit als Cellist der Wiener Philharmoniker!) war, mit Studenten seines Instituts den vertrackten „Pierrot Lunaire“ einstudierte und aufführte; eines der bahnbrechenden Stücke der radikalen Moderne!

Musiker, die sich für formal originelle, klanglich aparte Spätromantik begeistern, dürfen sich also ganz entspannt Franz Schmidts Musik widmen. An ihr haftet nicht der Makel der Unredlichkeit. ■

* Dr. Wilhelm Sinkovicz ist Musikkritiker der Tageszeitung „Die Presse“ und war von 2002 bis 2017 Präsident der Internationalen Franz Schmidt Gesellschaft.